

getarnt ist. Indem dieses Gesetz uns richtet, geschieht in uns eine Scheidung, eine Scheidung vor allem zwischen den Kräften des Du und den Mächten des falschen Ich-Sagens. In dieser Scheidung binden wir uns an Gott und an die begegnenden Menschen.

Welch großartiger Realist der Verfasser des Jakobusbriefes ist, zeigt, daß er in diesem Zusammenhang von der Beharrlichkeit spricht. Es klingt immer ein wenig enthusiastisch, wenn man von der Liebe zu Gott und zum Nächsten spricht. Aber es ist kein Schwärmen gemeint. Wie sehr bedürfen wir in der täglichen Liebe tatsächlich der Beharrlichkeit: in unserem Beten zu Gott, in unserem Gutes-Wollen für den anderen Menschen, im gegenseitigen Ertragen, im Annehmen unserer selbst. Und all das soll nun nicht nur eine Sache unserer guten Absichten und Meinungen sein, sondern des Tuns. Dieses Tun aber kennt wieder neue Hemmnisse: Müdigkeit des Leibes oder des Geistes, Unaufmerksamkeit und immer wieder manches Beschäftigtsein nur mit uns selber. Aber wer den Anspruch beharrlich hört und sich nicht entmutigen läßt durch die eigenen Begrenztheiten, der findet durch dieses Tun die Freude, der ist in seinem alltäglichen Leben »selig«, sagt der Text, und das Wort darf hier sein ursprüngliches Leuchten haben.

Es ist nicht der Sinn dieser Gedanken, Aufgabe, Rang und Freude des geistigen Lebens zu schmälern. Auch der Verfasser des Jakobusbriefes ist kein Antiintellektueller. Aber er zeigt nüchtern Gefahren auf. Gerade weil geistiges Erkennen eine so wunderbare Erfahrung ist, verführt es, mit diesem Reichtum bei sich selbst zu bleiben und sich selbst um dieser Erkenntnis willen gut zu sein. Das ist die sehr alte Versuchung der Gnosis, die als geschichtliche Erscheinung aber nur eine Weise ist, dieser Versuchung zu erliegen. Christsein aber ist nie in der Erkenntnis am Ziel, sondern in der Liebe. Das ist die einhellige Aussage aller neustamentlichen Verkündigung: Nach dem Matthäusevangelium ist die Frage nach der Liebe zum Nächsten die einzige, die der Herr am Ende stellt. Das Johannesevangelium ist gerade dadurch eine antignostische Schrift, daß es die Liebe zum Maßstab der Erkenntnis macht. Paulus spricht 1 Korinther 13 von der Begrenztheit der Erkenntnis und der Endgültigkeit der Liebe. Hier sagt der Jakobusbrief das gleiche in der nüchternen Sprache des Judenchristentums.

Vielleicht helfen uns diese Gedanken auch zum Verständnis des beim ersten Hören doch anstößigen Schlusssatzes. »Eine reine und unbefleckte Frömmigkeit ist diese: Waisen und Witwen besuchen in ihrer Bedrängnis und sich selbst unbefleckt bewahren vor der Welt.« Da ist zunächst ein ganz praktischer Weg der Liebe gezeigt; einer von denen, die zu finden wir so phantasielos sind. Jenes »Sich-bewahren« aber darf man vielleicht so verstehen: Wer das Gesetz der Freiheit zu hören und seinen Weg zu gehen sucht, der erfährt eine Scheidung vor dem Anspruch Gottes, nicht nur in sich,

sondern auch zwischen sich und anderen. Das ist zunächst einfach ein Faktum, das mit irgendeinem richtenden Urteil, das dem Christen nicht erlaubt ist, nichts zu tun hat. Es gibt ein verschiedenes Verstehen seiner selbst und der Welt; es gibt verschiedene Normen des Handelns im sozialen wie im persönlichen Bereich. Sich-bewahren vor der Welt heißt: diese Verschiedenheit sehen und in Unterscheidung der Geister darin das Evangelium als Gesetz der Freiheit wählen. Niemals aber darf ein solches Wort einen Mangel an dem Mitmenschen und der Welt zugewandter Liebe decken. Es gibt eine unterscheidende Distanz des Christen in der Welt, die bis zur Geschiedenheit gehen mag. Aber diese Geschiedenheit hat dann keinen anderen Sinn, als die Liebe zu ermöglichen, die Gottes Anspruch an uns ist.

Adolf Smitmans

Predigt über 1 Petr 5, 6–11 (3. Sonntag nach Pfingsten)

Die erste Lesung der heutigen Liturgie entstammt dem ersten Petrusbrief, und zwar bildet der gewählte Abschnitt aus dem 5. Kapitel das kraftvolle Finale, den Abschluß des ganzen Briefes. Der Brief selber ist zwischen 58 und 64 in Rom entstanden und will ein Trost- und Mahnschreiben sein an die bedrängten Christengemeinden in Kleinasien. Diese Gemeinden hatten unter der heidnischen Umwelt viel zu leiden. Verleumdungen aller Art waren an der Tagesordnung. So war ein Wort der Aufmunterung, eine geistliche Rückenstärkung durch den Apostel fällig. Sie erfolgt in unserem Brief, der geprägt ist von Lebensweisheit und Glaubenskraft.

Das Stück, das uns zur Betrachtung vorliegt, läßt sich in drei Abschnitte gliedern. Im ersten Abschnitt ist von der Heimsuchung die Rede, von der Vielfalt der Sorgen und Kümmernisse, die unser Leben begleiten. Im zweiten Teil ist das Thema die Anfechtung und die Sünde. Es ist die Rede vom Versucher, vom Satan. Dann endlich folgt im dritten Teil der Ausblick auf die Vollendung und die endgültige Herrlichkeit, und alles endet mit einem liturgischen Lobpreis, mit einer sogenannten Doxologie.

Am Anfang stehen also unsere Sorgen. Es ist von der Zeit der Heimsuchung die Rede und davon, daß wir uns demütig beugen sollen unter die starke Hand Gottes. Und dann kommt der kühne Satz: »Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn Er sorgt für euch!«

Sie werden mir sagen: Leichter gesagt als getan! Typisch: so kann nur ein Geistlicher reden, der vom Leben keine große Ahnung hat und irgendwie im trockenem sitzt. Nun, ich glaube, Petrus, der uns diese Dinge sagt, hat seinen Anteil an den Sorgen des Lebens überreich gehabt, und er hat sich durch sein Leben und durch seinen Martyrertod für solche Mahnungen legitimiert. Um was geht es hier?

Es geht vor allem um jene Sorgen und Nöte unse-

res Lebens, die wir unabhängig von persönlicher Schuld und Sünde zu tragen haben und in denen sich die Grenzen und Fragwürdigkeiten unserer irdischen Existenz offenbaren. Ganz einfach darum, weil wir begrenzte, irdische Geschöpfe sind, von Natur dem Tode verfallene Kreatur. Wir haben in unserem Leben mit vielen Sorgen zu rechnen: seelische und körperliche Krankheiten und Gebrechen, zunehmendes Alter, wo alles mühsamer und beschwerlicher wird, finanzielle Nöte und Schwierigkeiten, berufliche Probleme, die wir nicht gut und leicht bewältigen, familiäre Spannungen, die wahrscheinlich auch da nicht fehlen, ja oft gerade da mit besonderer Schärfe hervortreten, wo die materiellen Güter im Überfluß vorhanden sind. Wie es ja überhaupt ein verhängnisvoller Irrtum wäre, zu glauben, das Gespenst der Sorgen ließe sich durch Wohlstand und klugen Einsatz der materiellen Möglichkeiten, die einem zur Verfügung stehen, bannen. Dadurch, daß Sie ihrem studierenden Sohn einen Wagen kaufen, wird er kaum fleißiger arbeiten und seine Examen endlich mit Erfolg bestehen und dafür, daß Sie einem verwöhnten Kind jeden Wunsch erfüllen, ihm Spielsachen in Mengen von Ihrer Ferienreise mitbringen, es jetzt im Sommer mit Eis überfüttern und schon dem Drittklässler Tonbandgerät und Transistorenradio ins Bubenzimmer stellen: Für alles das dürfen Sie keinen Dank erwarten und weniger Erziehersorgen in den späteren, oft so mühsamen Jahren der Pubertät.

Oft will es uns scheinen, daß gerade da, wo leiblich-materielle Not gebannt erscheint, wo man, von außen gesehen, doch keine Sorgen vermutet – die haben ja alles, was sie wollen! –, daß gerade da die seelischen Spannungen und Konflikte, Ängste, Neurosen und Psychosen erschreckend sich breitmachen, und das ganze Geflecht der zwischenmenschlichen Beziehungen sich mühsamer und beschwerlicher gestaltet.

Und schließlich auch im besten Fall: Wenn mir die meisten Sorgen erspart geblieben sind, wenn ich in Wahrheit ein leichtes, sonniges und glückliches Leben habe, es bleibt mir, wie ein Stachel im Fleisch, die entscheidende Sorge, daß ich sterben muß. Einmal kommt sie, vielleicht trage ich sie schon in mir, die Todeskrankheit, die Herzschwäche, das Krebsgeschwür, was immer es sei. Davon kauft sich niemand los. »Jedermann« ist ihr verfallen: der Todessorge.

Die Schrift gibt uns Trost in einer Weise, die nur dem Glaubenden einleuchtet und doch einzig freimacht und erlöst. Unser Bibeltext sagt uns: Nimm deine Sorgen im Glauben demütig an, beuge dich unter Gottes starke Hand. Sorge ist Heimsuchung durch Gott, und Gott sucht uns mit Vorliebe heim bei Nacht. Wir müssen leer werden, müssen die ins Irdische verkrampften Hände und Herzen lösen. Und dann, wenn wir uns gefügt haben, wenn du »Ja« gesagt hast zu dem, was nun einmal unabänderlich dein Los ist, dann darfst du dich entlasten, deine Sorgen auf Gott werfen, sie seiner Vorsehung übertragen, und dann trägt er sie

und dich damit. Deine Sorgen sind dann seine Sorgen. Du brauchst dich nicht mehr zu sorgen, weil er für dich sorgt. Es ist die Liebessorge Gottes, die jetzt in dieser Meßfeier zeichenhaft gegenwärtig wird. Darum legen wir unsere Sorgen beim heiligen Opfer auf den Altar.

Und so wird auch das zweite, von dem Petrus spricht, überwunden und bewältigt: die Anfechtung und die Sorge, die aus der Sünde, aus den Tiefen Satans, stammt. Viel Nöt und manche Sorgen stammen ja aus der Sünde, aus eigenem und fremdem Versagen. Das gibt ihnen eine besondere Bitterkeit und Härte. Die Sünde schafft Leid und offenbart dadurch ihren widergöttlichen, ihren dämonischen Ursprung.

Es gibt das Geheimnis des Abgrundes, das Geheimnis des Dämonischen, das in der Welt und im Menschenherzen sein Unwesen treibt. Die Offenbarung stellt es in der Gestalt des Teufels, des gestürzten Engels als Widersacher Gottes, als persönliche Macht vor unsere erschreckten Augen. Seitdem Dostojewski seine berühmte Teufelszene in den Brüdern Karamasoff entfaltet, und Bernanos in der Sonne Satans das schreckliche Teufelslachen ertönen ließ und in seinem Abbé Donissan den heiligen Pfarrer von Ars dargestellt hat, müßten wir eigentlich wieder wissen, daß es einen Teufel gibt.

Und wir müßten es noch mehr glauben, nachdem wir immer wieder und immer grauenvoller von den Schrecken der Konzentrationslager und des Krieges zu hören bekommen. Der oberflächliche Mensch glaubt nicht an den Teufel, der sträflich ahnungslose Mensch, der Vertreter eines Kultur- und Salonchristentums. Der Teufel hat sein Gesicht gewechselt, seine Maske vertauscht, aber man muß taub sein, um den »brüllenden Löwen« zu überhören!

Die Dämonen wirken in unserer Zeit und tragen ihre Züge in der Lüge, der Ungerechtigkeit und der Unzucht bis zur Perversion. Bernanos läßt den Teufel sprechen: »Ich bin die für immer verschlossene Türe, der Weg ohne Ziel, die Lüge und der Untergang! Ich bin die Vortäuschung von Liebe, wo keine ist; Hervorrufen von Seligkeit, wo keine ist; Perversion und Selbstverzehrung.« Der Sexualschauspiel vieler Menschen ist die Flucht aus der grauenvollen Langeweile der Gottlosigkeit in ein künstliches, verlogenes Paradies!

Die Schrift fordert von uns Nüchternheit, Wachsamkeit und Widerstand. Widerstehen im Glauben sollen wir, widerstehen der Sünde und den vielfältigen Verlockungen des Bösen. Hier gibt es keine Anpassung an den Zeitgeist. Wir verleugnen unseren Glauben, wenn wir ihm den Charakter des Ärgernisses, und des Widerspruchs nehmen, wenn wir nicht mehr den christlichen Mut aufbringen zum Anderssein.

Das alles aber, und dies ist das dritte, was die Lesung uns sagen will, das alles ist nur möglich und nur denkbar aus der Hoffnung heraus. In der Hoffnung wissen wir um unsere gnadenhafte Berufung, in der Hoffnung wissen wir um den

Sinn leidvoller Bewährung, und in der Hoffnung wird uns die Vollendung verheißen.

Und endlich: In der recht verstandenen und innerlich mitvollzogenen Feier dieser heiligen Geheimnisse ist diese Hoffnung lebendig. Hier ist die verborgene Herrlichkeit Gottes, hier genießen wir das Brot als Unterpfand des ewigen Lebens, hier wird Gott alle Ehre und Verherrlichung, hier sollen wir wissen und glaubend bekennen, daß wir nach einer kurzen Zeit des Leidens eintreten werden in die ewige Vollendung. Josef Bommer

Predigt über Mk 16, 14–20 am Fest Christi Himmelfahrt

Die Osterkerze ist ausgelöscht. Nach dem Bericht der Apostelgeschichte wurde Jesus bei der Himmelfahrt den Blicken seiner Jünger entzogen. Er ist es seitdem geblieben.

Ist es also vorbei mit seiner Nähe? Ist Himmelfahrt der Schlußpunkt eines großen Lebens? Ist Jesus seitdem fort, weit weg, so weit, daß er mit unserer harten Wirklichkeit nichts mehr zu tun hätte? Meint Himmelfahrt etwas in der Vergangenheit, ein »Es war einmal«, an das uns ein paar Bräuche jedes Jahr erinnern?

Oder weist uns Himmelfahrt in eine ferne Zukunft: Sollen wir – wie die Jünger – die Hände in den Schoß legen und zum Himmel starren und warten, warten, bis der wiederkommt, der von uns gegangen ist?

Die Botschaft von der Himmelfahrt Jesu stößt uns genauso wie die Jünger damals in die Gegenwart zurück. In dieser Gegenwart, heute – und nicht nur für die Vergangenheit und nicht erst in der Zukunft –, gilt: »Der Herr Jesus wurde in den Himmel aufgenommen und sitzt nun zur Rechten Gottes.«

Die alte Vorstellung sieht es so, daß Gott ihn rechts an seiner Seite, auf seinem eigenen Thron Platz nehmen ließ. Dieser Platz gehört ihm nun, er gehört ihm für alle Zeit, und keiner wird ihm je diesen zentralen Platz streitig machen können. Damit ist angedeutet, daß Jesus für immer und für jeden Menschen von größter, von einzigartiger, von zentraler Bedeutung ist und bleibt. Er ist der Herr.

Wenn wir uns das verdeutlichen wollen, kann uns eine Überlegung darüber helfen, was Jesus denn gewollt und getan hat.

Im Leben des Jesus von Nazareth tritt ein Zug besonders stark hervor: Daß er eintritt für diejenigen unter seinen Mitmenschen, die nach den Maßstäben der damaligen Gesellschaftsordnung keinerlei Chance hatten. Was die Fachleute für Religion und Moral verloren gaben, was die Frommen peinlich mieden, um sich nicht zu verunreinigen, was anständige Bürger als Gesindel verabscheuten, genau das liest Jesus auf. Die Heruntergekommenen, die Zukurzgekommenen, die Gescheiterten, verkrachten Existenzen und Leute mit üblem Ruf. Gerade diejenigen, von denen

man sich besser distanzierte, mit denen man keine Gemeinschaft haben wollte. Er pflegt Gemeinschaft mit ihnen. Er setzt sich mit ihnen an einen Tisch und hält festlich Mahl.

Und die Gesellschaft läuft Sturm. Sie ist empört, daß einer ihre Gesetze durchbricht und die Ruhe, den Frieden der gewohnten Ordnung stört. Das Gewitter entläßt sich über ihn: Sie kreuzigen ihn und schaffen ihn aus dem Weg.

Aber es gab Menschen, die hatten an ihm zum ersten Mal erfahren, daß sie etwas wert waren. Er hatte sie voll genommen. Sie brauchten sich nicht zu verkriechen. Befreit konnten sie aufatmen, und sie spürten auf einmal, was Leben ist. In ihm erfuhren sie den, der ihre einzige und letzte Hoffnung war: Gott.

Dieser Jesus von Nazareth ist unser Herr. Ist er wirklich der Herr? Setzt sich die Sache durch, die er vertrat?

Die Welt ist doch voll von solchen, die sich zu Herren erheben und andere knechten, von solchen, die um ihrer dunklen Pläne willen Hilflose bedrücken, Kinder morden, Völker und Rassen zertreten.

Und in der Kirche gibt es fortwährend die große Versuchung, es anders und besser zu machen als Jesus. Wer will sich denn schon kreuzigen lassen! Wer will nicht vielmehr die Dinge und die Menschen in die Hand bekommen: Manchem ist es Befriedigung, wenn andere sich seiner Macht beugen und ihm gehorchen. Man macht sich viel Sorge um den eigenen Einfluß – und deshalb müssen Legionen von Menschen Lasten weitertragen, unter denen sie stöhnen und manchmal zerbrechen. Als ob wieder bestimmte Ordnungen Herr sein müßten und nicht vielmehr Jesus!

Und auch wir leben doch oft genug davon, andere unsere eigene Überlegenheit spüren zu lassen. Wir kommen uns gut vor, indem wir uns von gewissen Menschen absetzen, oder wir halten andere klein, um selbst größer herauszukommen. Wir trennen, wo Jesus verbindet, wir halten uns die Hände sauber, wo er sie durchbohren läßt.

Wo bleibt da der Herr? Hat man den Ruhestörer in den Himmel fahren lassen, um den Anstoß los zu sein und sich nun im Spiegel seiner himmlischen Herrlichkeit sonnen zu können? Ist er nicht – wie aus der Welt hinausgeschoben, wie abgeschoben in einen Jenseitshimmel, wo er nun nichts mehr zu sagen hat?

Nein, er tritt in unsere Mitte – wieder bei einem Mahl wie damals – und spricht uns an. Und wieder – wie die elf damals – muß er auch uns tadeln, weil wir nicht glauben und weil unser Herz so hart ist. Darin steckt unser Unglaube und unsere Herzenshärte, daß wir seine Sache verraten haben. Er wollte verbinden, versöhnen, Menschen ihr Recht und ihre Würde wiedergeben, das Ausgestoßene großmachen, das Verlorene retten.

Unser Glaube ist gering. Von der Macht des Herrn Jesus Christus spürt man ja auch so wenig. Wäre es leichter, wenn man sich vergewissern könnte...? Der Herr bricht alles Argumentieren